

Die Armenier.

Ununterbrochene Einfälle räuberischer Völkerschaften in Armenien veranlaßten zahlreiche armenische Familien ihr hartbedrängtes Vaterland zu verlassen und nach dem fernen Westen zu ziehen. So kamen viele Armenier auch nach der Bukowina, wo sie sich um das Jahr 1418 niederließen. Heute findet man sie überall im Lande zerstreut; in compacten Massen aber leben sie hauptsächlich in der Stadt Suczawa, wo sie seit altersher vier schöne Steinkirchen haben, dann im Marktflecken Gurahumora, wo sie vor einigen Jahren eine zierliche Mauerkirche entstehen ließen.

Suczawa ist der Brennpunkt des gesammten kirchlich-nationalen Lebens der Bukowiner Armenier. Hier haben dieselben einen zwölfgliedrigen von der National-Versammlung auf drei Jahre gewählten „hoka partzutium“ genannten Cultusrath. Dieser leitet durch den Präsidenten alle kirchlich-nationalen Angelegenheiten der Pfarrgemeinde, handhabt über die Priester und das sonstige Kirchen- und Schulpersonale das Disciplinarrecht, schlägt der Gemeinde Priestercandidaten zur Wahl vor und empfiehlt den also Gewählten dem Bischofe zur Ausweihe. Einen eigenen Bischof haben übrigens die orientalischen Bukowiner Armenier nicht, da ihre Zahl heute schon auf 600 Seelen zusammengeschmolzen ist; sie unterstehen dank der großmüthigen Gnade des unvergeßlichen Kaisers Josef II. in spiritualibus dem armenischen Patriarchen von Constantinopel und mit diesem dem Katholikos von Etchmiadzin, eine Begünstigung, die in unserem lieben Vaterlande Oesterreich ohne Beispiel ist.

Die 900 mit der katholischen Kirche unirten Armenier der Bukowina besitzen in Czernowitz eine schöne den Apostelfürsten Petrus und Paulus gewidmete Mauerkirche und unterstehen in religiösen Angelegenheiten dem Czernowitzer Pfarrer und Suczawer Administrator und mit diesen dem armenisch-katholischen Erzbischofe in Lemberg.

Diese Armenier haben größtentheils ihren ursprünglichen Typus eingeblüßt, die nationalen Sitten und Gebräuche und ihre Muttersprache vergessen und die polnische als solche angenommen. Sie bilden eine separate Nation der sogenannten „Armeno-Polen“ und nur ihre in armenischer Sprache gelezene Messe erinnert dieselben, daß sie eigentlich Armenier sind; doch ist die Zeit nicht mehr ferne, in der sie dem Polenthume auch die armenische Messe opfern werden.

Die gottesdienstliche und außerdienstliche Kleidung der armenisch-orientalischen Geistlichkeit ist der der Griechisch-Orientalen ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß ihre liturgisirenden Priester den „wagas“, das ist einen mit den zwölf Apostelbildern versehenen Metallkragen anlegen, ihr Schuhwerk ausziehen und nur in Socken verbleiben. Ihre Priester und selbst die Diakonen tragen während der kirchlichen Functionen die Mitra, die sie auch bei Ablegung des Evangeliums nicht ablegen. Ihre Bischöfe aber haben die

Tiara sammt Krummstab adoptirt. In früherer Zeit trugen die Priester während der Morgenandacht schwarze, die Erzpriester aber dunkelfirschrothe Fes.

Die armenischen Priester dürfen im Chore nur nach Umlegung eines „philon“ genannten, langen Faltenmantels mitzingen, welcher gewöhnlich schwarz, vom Erzbischofe verdienstvollen Priestern in blauer Farbe als Auszeichnung gewährt wird. Eine höhere priesterliche Auszeichnung besteht in der Bewilligung zum Tragen eines goldenen Brust-



Armenische Kirche in Suczawa.

kreuzes an goldener Kette. Die höchste Ehrung aber bildet die Verleihung einer samntenen, „thassag“ genannten geistlichen Kopfbedeckung von violetter Farbe.

Die Kirchen der orientalischen Armenier sind in Allem denen der Griechisch-Orientalen ähnlich, nur daß ihre Altäre von der übrigen Kirche nicht durch Bilderwände, sondern durch große Vorhänge getrennt werden.

Die Suczawer Armenier feiern zweimal jährlich Kirchweihfeste, und zwar am 29. December/9. Januar, das ist am heiligen Jakobstage und am Sonntage zwischen

12./24. und 18./30. August, das ist am Maria-Entschlafungstage. Sie beschließen aber dieselben niemals in Fröhlichkeit mit Tanz, Musik und Gesang. Sie halten noch heute an einer uralten, heidnischen „madach“ genannten Sitte fest, indem sie an gewissen Feiertagen im Jahre Ochsen und Schafe schlachten und das Fleisch unter Arme vertheilen. Vor der Abschachtung wird diesen Thieren vom Priester etwas geweihtes Salz verabreicht. Diese Opfersitte ist eigentlich die Fortsetzung der von den Armeniern vor ihrer Bekehrung zum Christenthume der heidnischen Göttin Anahid dargebrachten Opfer; die an sich humane Sitte wurde auch nach der Bekehrung der Armenier von der Priesterschaft geduldet, zumal der letzteren das Fett und die Häute der geschlachteten Thiere zufielen. Die Anschaffungskosten der Opfertiere werden durch Sammlungen oder von reichen Privaten bestritten.

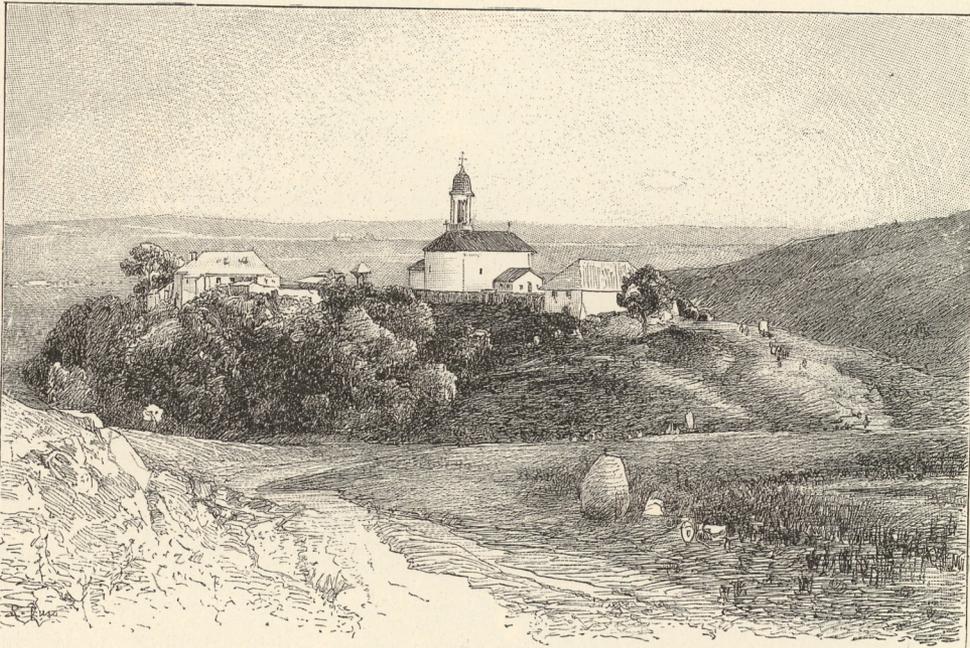
Die Feiertage der Armenier fallen mit denen der Griechisch-Orientalen zusammen, nur daß sie die Geburt und die Erscheinung Christi an einem und demselben Tage, am 6./18. Januar zusammenfeiern. Das Mariä Lichtmeß-, Verkündigungs- und Opferungsfest, dann das Anna-Verkündigungsfest begehen sie um 12 Tage vor den Griechisch-Orientalen und feiern am siebenten Sonntage nach Ostern noch ein zweites Palmfest. Ihre Fasten sind ähnlich denen der Orthodoxen, die Wochenfasten aber endigen gewöhnlich Freitag abends.

Das armenische Volk glaubt, daß sich in der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag vor Christi Himmelfahrt der Himmel öffne. Wer diese Nacht wachend zubringe und sündenlos sei, dem zeige sich Gott und erfülle alle seine Wünsche. Am Vorabende des Christi Himmelfahrtstages veranstalten Frauen und Mädchen, um zu erfahren, wessen Wünsche in Erfüllung gehen werden, eine Art Pfänderspiel: die Mädchen legen Ringe, Ohrgehänge etc. in einen tiefen Teller, den man mit Wasser füllt, in welches man sodann Blumen streut. Das Ganze wird sodann mit einem reinen Tuche zugedeckt und bleibt so bis zum zweiten Tage stehen. Am Himmelfahrtsnachmittage nun versammeln sich Frauen und Mädchen. Nachdem ein Wunsch ausgesprochen worden, greift ein Mädchen mit verbundenen Augen in den Teller und zieht ein Pfand heraus, worauf dasselbe vorgewiesen wird, und die Eigenthümerin sich melden muß. Da unwirgt man dieselbe und überhäuft sie mit Glückwünschen, fest glaubend, daß der ausgesprochene Wunsch an ihr in Erfüllung gehen werde.

Die Armenier benennen sich „Hái“ nach ihrem Stammvater Hai. Sie sind gewöhnlich von mittlerer Höhe und robustem Körperbau. Der Kopf ist mittelgroß, schwarz behaart; dem mit schwarzem Barte umrahmten oder glattrasirten Gesichte gewähren große, dunkle Augen und eine Adlernase sein Gepräge. Ihre Gesichtsfarbe ist mehr blaß als dunkel, doch gibt es, freilich selten, auch blonde Armenier. Erwähnenswerth ist es, daß man unter denselben niemals Blatternarbige vorfindet.

Ihre Lebensweise ist einfach und keusch und ihre Nüchternheit sprichwörtlich. Sie führen ein patriarchalisches Familienleben; die Reichen verkehren intim auch mit ihren

ärmsten Stammesbrüdern. Sie fügen sich höchst willig den Verfügungen und Entscheidungen ihres Cultusrathes, welcher die Armen aus den nicht sehr reichen Mitteln der Cultusgemeinde versorgt. Es gilt als eine große Schande, ein Almosen zu verlangen, weshalb man nie einen armenischen Bettler anzutreffen vermag. Aus den Mitteln der Cultusgemeinde wird die im Hofraume der Pfarrkirche befindliche vierclassige Nationalschule erhalten, an der von einem Director und zwei Unterlehrern der an den Volksschulen sonst übliche Lehrstoff in armenischer Sprache, dann die deutsche und rumänische Sprache und noch der armenische Kirchengesang gelehrt wird.



Wahlfahrtskirche Haczkabar bei Suczawa.

In hohen Ehren steht bei den Armeniern die Gastfreundschaft, für allzu große Gefelligkeit aber schwärmen sie nicht besonders. Im Verkehre mit Angehörigen anderer Nationalitäten erweisen sie sich sehr zuvorkommend; trotz ihres ausgebildeten Nationalgefühles kommen in letzter Zeit Fälle vor, daß sie sich mit Angehörigen anderer Volksstämme und Glaubensbekenntnisse ehelich verbinden.

Den Kindern wird gleich nach der Geburt von der Hebamme etwas Salz auf den Rücken gestreut, im Glauben, daß dasselbe das Blut reinige und daß dann der Rinderschweiß weniger unangenehm rieche. Erfahrenere Hebammen sollen dem Salze noch verschiedene Wohlgerüche beimischen und Gebete hersagen. Das neugeborene Kind wird in der Regel erst nach acht Tagen und zwar in der Kirche getauft. Eine Ausnahme findet nur im

Erkrankungsfalle statt. Während des Taufactes hält jeder Pathe in jeder Hand je ein brennendes Licht. Den Act selbst vollzieht der Priester in der Art, daß er das Kind in horizontaler Lage in das wannenförmige mit Wasser gefüllte Baptisterion dreimal taucht, worauf demselben weiße und rothe Seide zur Erinnerung an das Blut und Wasser, welches aus der Seite Christi floß, gebunden wird.

Die Heiraten werden gewöhnlich von der Mutter des Bräutigams eingeleitet und wird bei der Jungfrau viel auf gute Familie, wirthschaftlichen Sinn, Schönheit, noch mehr aber auf Vermögen gesehen. Bis unlängst hielt man an der alten orientalischen Sitte fest, den Jungfrauen den Kirchenbesuch nur am Neujahrs- und Palmsonntage, dann am Verkündigungs- und Verkärungs-feste Christi zu gestatten. Dies geschah, um ja nicht zu dem Gerede Anlaß zu geben, daß man die Töchter der Welt zum Anschauen vorführe.

Das Ceremoniell der Trauung ist dem der Griechisch-Orientalen ähnlich. Das Sacrament der Ehe darf aber nur an gewissen Sonntagen im Jahre gespendet werden. Den Brautleuten werden während der Trauung Blumen- oder Metallkronen auf's Haupt gesetzt. Früher wurden denselben rothe oder grüne seidene Schnüre um den Hals geschlungen, die der Priester nach drei Tagen, wohl auch am Tage nach der Hochzeit unter Gebeten löste, indem er so die jungen Leute der Enthaltfamkeit entband. Vor Zeiten gab man dem Bräutigam, nachdem ihn „khacz ichpaierk“ genannte Jünglinge zur Trauung angezogen, ein Schwert in die Hand zum Zeichen der absoluten Gewalt über seine Frau. Dieses Schwert sollte auch das Symbol sein, daß der Bräutigam drei Tage lang so angesehen wie ein Kaiser sei; daher auch das für die Ehemänner nicht sehr schmeichelhafte, aber zutreffende armenische Sprichwort: „Drei Tage Kaiser, vierzig Jahre Hausknecht!“

Ehescheidungen sind bei den Armeniern höchst selten, übrigens werden dieselben durch religiöse Bestimmungen verpönt. Die letzte Ölung wird nur franken Priestern gespendet, bei Laien aber werden blos die betreffenden Gebete gelesen. Stirbt der Mann, so muß ihn die Witwe ein ganzes Jahr betrauern. Die Armenier legen ihren Todten Wachskreuze oder Silbermünzen in die Hand. Bei der Beerdigung derselben entfalten sie gerne großen kirchlichen Pomp. An Montagen aber sollen höchst selten Bestattungen vorkommen, weil sie glauben, daß sonst jeden Tag der Woche Einer der Ihrigen beerdigt werden müßte.

Die Armenier haben einen für Handel besonders ausgeprägten Sinn, den dazu erforderlichen Witz, die unerläßliche Schlaueit und eine vielvermögende Beredsamkeit. Merkwürdigerweise können dieselben aber in der Bukowina gar keine Bauern und sehr wenige Gewerbetreibende, wohl aber viele Rechtsgelehrte aufweisen. Sie beschäftigen sich mit dem Handel mit „Baccalien“, Wein, Riemenzeug, Wolle, Pferdebedecken, geblünten Truhen, mit der Landwirthschaft, der Ochsenmastung, dem Viehhandel und dem Viehtransport nach Wien, der Hornvieh- und Borstenviehschlächtereit und endlich der Lichter-,



Wortesdienst in einer armenisch-orientalischen Kirche.

Seife- und Käsebereitung. In letzter Zeit aber beschränken sie sich mehr auf die Pachtung und Bearbeitung der Privat- und Religionsfondsgüter. Fast ein Drittel des gesammten Privatgroßgrundbesitzes befindet sich in ihren Händen.

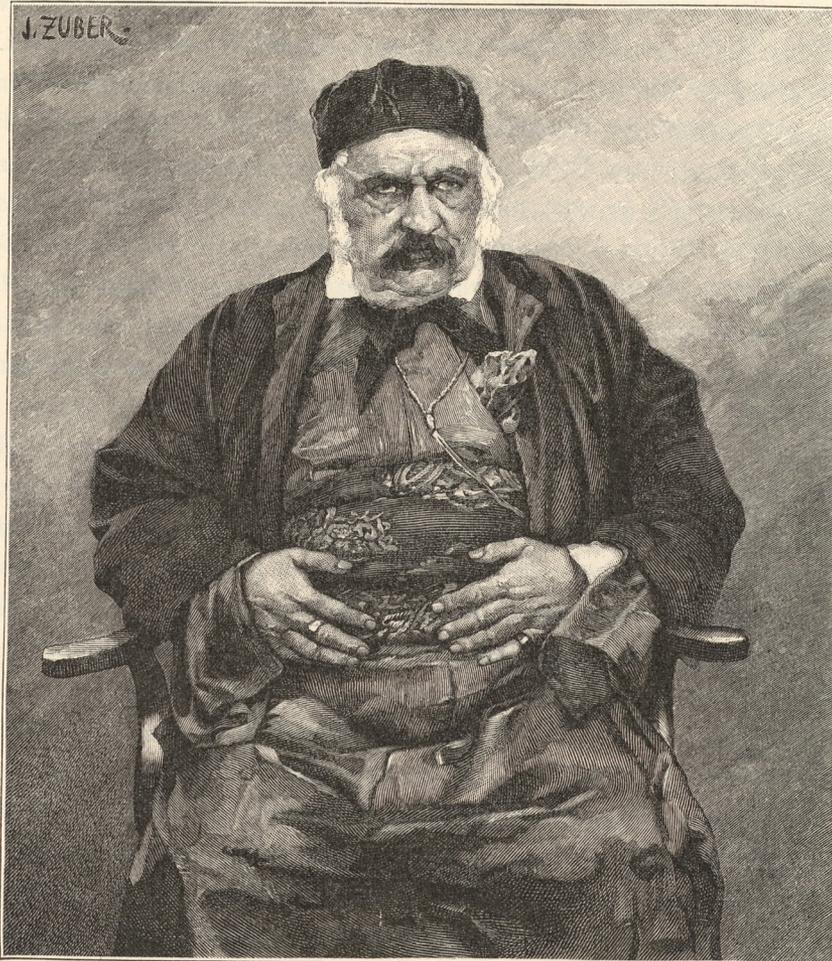
Einst vermittelten sie den gesammten Handel zwischen Ost und West, und ihre Handelszüge hatten ein echt orientalisches, karawanenähnliches Gepräge. Die Theilnehmer solcher Züge rüsteten sich monatelang dazu; wenn Alles bereit stand, schwangen sie sich, mit der kurzstieligen, geflochtenen Lederpeitsche versehen und dem breiten, mit ganzrandigen Ducaten vollgefüllten „kimir“ genannten Ledergürtel umgürtet, auf das Roß. Zur Sicherheit der Gelder, der Waaren und des eigenen Lebens wurden im Gürtel stets scharfgeschliffene Dolche und in den Satteltaschen wohlgeladene Pistolen mitgeführt. Hinter dem polsterartigen, mit schwarzem Safianleder tapezierten Sattel lag der von Waaren, Wäsche und Proviant strotzende Doppelleder sack nebst Wettermantel. So wurden tagsüber viele Meilen Weges ohne Raft zurückgelegt, am Abend hielt man Einkehr und erfreute sich an einer reichbesetzten, gemeinsamen Tafel.

Beim Handel pflegt der Armenier die rechte Hand des Kunden mit einer Hand fast gewaltsam zu drücken und dann darauf mit der anderen zu schlagen, um gleichsam die Zuneigung des Kauflustigen zu gewinnen. Nach abgeschlossener Geschäft wird die Hand des Kunden zuerst in die Höhe gehoben, dann geschwungen und erst nach den Worten: „Gott gebe Glück!“ fallen gelassen.

Die armenischen Häuser haben hohe, spitze Dächer, welche mit zwei, gewöhnlich an der Ostseite befindlichen, die Stelle der Schornsteine vertretenden Dachlücken versehen sind. Zur Verzierung des Daches werden an den Ecken des Dachkammes zwei gedrechselte blitzableiterähnliche, meterhohe Holzstangen angebracht. Die quadratförmigen, ziemlich hochgehaltenen Häuser, ebenso die großen Hofräume, in deren Mitte sie gewöhnlich erbaut sind, wie auch die Straßen ihres Viertels werden rein gehalten. Die aus mehreren Wohnräumen bestehenden Häuser sind mit langen, orientalischen Divans, die als Sitz- und Schlafstätte dienen, und auch mit modernen Möbeln recht behaglich, ja selbst luxuriös, doch nicht überladen eingerichtet.

Die Bauart ihrer Häuser, welche ohne einen rings um das Haus führenden hölzernen Gang oder wenigstens eine von hölzernen oder steinernen Säulen getragene Veranda undenkbar sind, haben die Armenier von den Rumänen entlehnt. Im Schatten dieses Ganges oder der Veranda sitzt im Sommer während der heißen Nachmittagsstunden der starkbehaarte, hie und da noch in lange, faltige, orientalische Gewänder gehüllte Familienvater. Hier raucht er aus seinem langen, wohlriechenden, mit einer Bernsteinspitze versehenen Weichseltschibuk echt türkischen Tabak, den auch die Frauen hie und da in Zigarrettenform nicht verschmähen. Gerne wird auf der Veranda in langen Pausen der

auf türkische Art gekochte, schwarze Kaffee in winzigen Schalen herumgereicht und geschlürft, während man sich wortfarg oder auch erregt mit den Familienangehörigen oder dem Nachbarn unterhält oder auch die Zeit in Halbschlummer nach echt orientalischer Art verträumt.



Armenier aus Suczawa in orientalischer Tracht.

Die Geselligkeit wird unter den Armeniern Suczawas seit einigen Jahren durch ein „Ani“ genanntes nationales Casino und ein eigenes Kaffeehaus gefördert.

Neben der modernen führen die Armenier noch eine echt orientalische, nationale Küche. Besonders lieben sie verschiedenartige trockene und geräucherte Fleischconserven. Zur Zubereitung derselben, worin sie unnachahmbare Meister sind, gaben die vielen Verfolgungen, denen sie in ihrer Heimat ausgesetzt waren, den Anlaß. So bereiten sie

verschiedenförmige geräucherte Würste aus Rind-, Schaf- und Gänsefleisch, „salami, sugiuk, potcoave“, armenisch aber „giudem“ benannt, oder räuchern ganze Fleischstücke davon als würzigen, schmackhaften Zubiß. Denn in ihrer Küche spielt das Gewürz eine große Rolle. Gerne essen sie eine Art stark wohlriechender Honigkuchen mit Safran, „hatlamá“ oder „gogoseza“ genannt; ferner einen aus gestoßenen, in Honig gekochten und gerösteten Nüssen und Mohnkörnern bereiteten „dalausi“ benannten Süßkuchen. Auch pflegen sie gebratenes Rindfleisch in einem Holzgefäß in der Art zu conserviren, daß man es öfters mit dem eigenen Fett übergießt und in dieser Sulze stehen läßt. Im Winter wird dieses „chaurmá“ genannte Fleisch aufgewärmt auf den Tisch gesetzt. Der Suppe mengen sie churut bei, weshalb sie auch grünlich wird, und säuern sie mit saurer Milch und Petersilienblättern. Beliebt ist auch die mit Safran und „burekiza“ benannten Fleischkügelchen zubereitete Macaronisuppe. Den Braten bereiten sie mit Koriander oder Reis zu. Ihre „pachlava“ benannte Strudelart besteht aus hundert mit Honig gefüllten Blättern. Sehr beliebt ist ein aus gehacktem Fleisch und Eierfrucht bereitetes, „muzaká“ genanntes Gericht. Ihre Mehltaschen, „samsali“ benannt, werden in Fett geröstet und mit Fleisch gefüllt. Oft bereiten sie in Rindsuppe gekochte, kleingeschnittene, „jufka“ genannte Nudeln. Ihr Thee- oder Kaffeegebäck, „lochum“ benannt, besteht aus Mehl, Butter, Hefe, Eiern und Milch. Ferner kochen sie halbgeschrotene Weizengraupen in Suppe ein und übergießen dann diesen „gorgot“ genannten Brei mit Butter, worauf er mit sauerem Schaffschmetten gegessen wird. Der Name dieses Breies dient oft dazu, um Einem seine Dummheit vorzuhalten: „Man kocht dir gorgot ein und du siehst es nicht!“ Der „korabia“ genannte Kuchen wird mit viel Butter und Zucker zubereitet und dann im Backofen gebacken. Der nichtgerollte, sondern schichtenförmig gelegte, mit Äpfeln, Käse und Fleisch gefüllte Strudel heißt „bagchbacz“. Zu Neujahr wird ein aus Teig-, Mohn- und Honigschichten und einer aus geschälten Nüssen bestehenden Oberschichte zubereiteter, „losz“ genannter Süßkuchen aufgetischt. Endlich bereiten sie sehr oft eine aus Rosinen und Reis bestehende, „pilaf“ zubenannte Speise folgenderart: der Reis wird zuerst in Fleischsuppe, dann mit Rosinen und Butter gekocht, worauf man ihn, damit er nicht weich wird, mittelst einer Serviette zudeckt. Die Armenier sind auch große Freunde orientalischer Süßigkeiten, wie der in Zucker eingekochten Früchte und Blüthen, „dulceatze“ genannt, des rohat und verschiedener Scherbets und der Halwas (dakahalwa).

Die Kleidung der Armenier ist einfach und heute fast durchwegs die moderne, nur hie und da bekommt man noch die langen, orientalischen Kleider zu sehen. Früher trugen die Männer weite, „szalwari“ benannte Stoffbeinkleider, im Winter aber solche aus Schaffellen, „meszini“ benannt. Den Körper bedeckte ein oft seidener, weiß- und roth-gestreifter, mit einem Stehragen versehenen, „antereu“ oder „zobon“ zubenannter Talar,

dessen von rechts nach links zugeschlagene Seiten von einem kostbaren, türkischen, um die Taille gewundenen geblühten Shawl zusammengehalten wurden. In den Brustfalten dieses Talars wurde mit Vorliebe ein großes, farbiges, oft seidenes Taschentuch getragen. Der große, weiße, hervorstehende, aber nicht gesteifte Hemdkragen wurde mittelst eines schwarzen Seidentuches, dessen Zipfel auf die Brust herabhingen, in der Höhe gehalten. Die Ärmel des Talars waren zum Zuknöpfen hergerichtet, doch pflegte man sich während der Sommerzeit selten zuzuknöpfen, weshalb die weiten Hemdärmel stets sichtbar waren.

Über diesem Talar trug man im Sommer einen bis an den Gürtel reichenden, kirschfarbenen, breitärmeligen Seidenhalbmantel, „fermenea“ oder „skurteika“ genannt, welcher für den Wintergebrauch aus einem mit kostbarem Pelzwerke gefütterten, grünlischen Wollstoffe bestand. Über der Fermenea trug man zu jeder Jahreszeit einen bis an die Knie reichenden, mit theueren Pelzen unterschlagenen, breitärmeligen Wollstoffmantel, „dulama“ oder „kazaweika“ genannt. Beim Ausgehen aber wurde über alle bisher angeführten Kleidungsstücke noch ein langer, weiter, bis an die Sohlen reichender, im Sommer mit Seide, im Winter mit seltenem Rauhwerk versehener, „dzubea“ genannter Stofftalar angezogen. Der rothe Fes war die Kopfbedeckung der Männer, worüber beim Ausgehen ein türkischer, „Czalma“ genannter Shawl gewunden wurde. In neuerer Zeit aber trug man eine tiefe, oben mit Sammt eingelegte Bibernütze, ärmere Leute trugen und tragen noch heute hohe Lammfellmützen.

Die Frauen trugen ein ärmelloßes, weites, den Ober- und Unterkörper bedeckendes, bis an die Knöchel reichendes, farbenreiches, gewöhnlich seidenes, mit Goldschnüren aufgeputztes, am Halse offenes Kleid, welches mittelst eines mit großen silbernen oder goldenen, edelsteinbesetzten Spangen versehenen Gürtels eng um den Körper zusammengehalten wurde. Darüber wurde eine zierliche Fermenea, dann noch eine aus Sammt, Seide oder Stoff bestehende, mit sehr kostbarem Rauhwerk, Fuchs- oder Lammfellen unterschlagene Dulama getragen, welche die Armenierinnen noch heute zu Hause gerne anziehen.

Die Frauen bedienten sich des weißen Fes als Kopfbedeckung. Darüber wurde je nach Stand und Vermögen ein seidenes oder wollenes Tuch derart geworfen, daß ein Ende desselben dreieckförmlich auf den Rücken herabhing.

Männer und Frauen bekleideten ihre Füße entweder mit gelben Safianstiefeln oder türkischen, gelbfarbigen, „iminei“ oder „buszmakei“ benannten spitzschabeligen Halbschuhen.

Beide Geschlechter pflegten sich, während sie müßig mit nach türkischer Art unterschlagenen Beinen auf den Divans saßen, zum Zeitvertreib großer Bernsteinrosenkränze, „pathór“ genannt, zu bedienen. Dieses Rosenkränzspielen, wie auch die türische Art des Divansitzens ist noch heute bei den Armeniern in Übung.